



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Christliche Beredsamkeit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

des Verständigen gebe, nämlich die Verständlichkeit, und daß man nur in demselben Grade selbst verstehe, als man verstanden wird". Klingt das nicht, als wolle Müller es jetzt anders machen als früher? Er macht es anders; er ist beträchtlich sachlicher.

Was er mit den zwölf Vorlesungen vorhat, enthüllt sich deutlicher in der letzten als im Vorwort. Müller weiß, daß er nichts weniger bietet als eine fachgemäße Darstellung der Redekunst. „Ein flaches Gedankenspiel oder ein gemeiner Austausch von Kenntnissen konnte uns nicht genügen; der Leute, die solches Spiel und solchen Kram miteinander treiben, gibt es genug in der Welt, geistige Zerstreuung und Kenntnisse ... stehen überall feil" (S. 260). Doch nicht schlecht hin nur vertiefte Betrachtung war sein Wunsch. Ihm ging es um den Nachweis des Werts christlicher Beredsamkeit. Und um den Nachweis, daß ihr der Deutsche besser gewachsen sei als andere, als zunächst der Franzose.

„Von dem letzten Zwecke dieser Reden über die Beredsamkeit" ist die zwölfte Rede überschrieben. Sie nennt die Sitten der gebildeten Zeitgenossen vor dem Erwähnen heiliger Dinge in der Betrachtung der weltlichen eine „wirkliche Gottessehn". Die Überlegenheit der Neuen über die Alten will Müller zunächst an dem römischen und griechischen Wort erweisen, das die Liebe bezeichnet. Er nennt es eng umgrenzt, eingespannt. Unfähig sei der einzelne Alte, von dem Begriff der Liebe als des Geschlechtsverhältnisses hinaufzuklettern zur Religion. (Der Ausgangspunkt ist nicht glücklich gewählt; gerade der Großbegriff Platons und Plotins steigert sich ins Religiöse.) Müller meint behaupten zu dürfen, das Verhältnis, an das die Natur die irdische Fortdauer der Menschheit geknüpft hatte, sei in der Antike ebenso fern dem Gedanken über die ewige Fortdauer wie das Verhältnis, das die irdischen Angelegenheiten des Menschen, das den Staat zusammenhält, fern dem Gedanken über seine ewige Bestimmung. Dagegen seien in der neuern Welt alle diese Widerstreite des Irdischen und des Ewigen versöhnt.

Schillers „Götter Griechenlands" — so deutet Müller — wollten in einem Zeitalter der Absonderung des Göttlichen von den menschlichen Dingen wieder Göttliches mit Menschlichem verbinden; sie übertrugen irrtümlich alle Gefühle, die der neuern Zeit entstammten, auf die alten Götter, übertrugen das Eigentum christlicher Sprache und Beredsamkeit, das göttliche Wort Menschlichkeit, auf Wesen, die nichts damit gemein hatten.

In der Beredsamkeit der Neuern hat nach Müllers Auffassung

das Wort tiefern Sinn, klingt das ganze Leben durch jede einzelne Empfindung, werden in jedem einzelnen Menschen unendlich viele angerebet, die bürgerliche Gesellschaft, ja Gott.

Diesen heiligen Nebensinn in den Worten totzuschlagen, hat man Akademien errichtet. Weil unsere deutsche Sprache sich nicht derart abtöten läßt, sind die Deutschen zu einer höhern Beredsamkeit berufen als die Franzosen. (Das ist schärfer als die Wertung der Akademien in den Vorlesungen über das Schöne.)

Doch auch die „ästhetischen Spielereien eines neumodischen Apostels der Religion“ — gemeint ist Chateaubriand — lehnt Müller (wie auch auch F. Schlegel) ab. Er nennt sie „Kunstfäseleien über die Religion“. Er selbst habe früh erkannt, daß er der göttlichen Dinge nicht entbehren könne, gerade weil er die irdischen mit tüchtiger Absicht behandelte. Bitter verhöhnt er die „lahmen, hinsterbenden, geistlosen Wissenschaften, die immer noch mit ihren Fortschritten prahlen, während das praktische Leben für dessen Nutzen sie zu arbeiten vorgeben, mehr und mehr in Staub zerfällt“. Die von Gott entblößten Staatswissenschaften retten nicht den Staat, die Erfindungen der Naturwissenschaften bereichern ihn nicht, die Finanzwissenschaften greifen den Finanzen nicht unter die Arme, die Fortschritte der Philosophie erklären nicht das Rätsel der Welt, beruhigen nicht das Herz. (Mancher stimmt heute solcher Verurteilung der Wissenschaft zu.)

Um so höhere Hoffnungen setzt Müller auf deutsche Beredsamkeit. Er weiß, wie sich die deutsche Sprache im letzten halben Jahrhundert gebildet hat, weiß, wie nur die deutsche Sprache das Rechte empfunden, aus den Tiefen der Seele, aus den geheimnisvollen Wohnsitzen des Heiligen Kommende auszudrücken vermag. Dieser Sprache fehle nichts, als daß sie gesprochen werde. Allein glücklicherweise neige sich die Herrschaft der Feder ihrem Ende zu. Nicht Buchstabe noch Geld würden unsere Staaten retten, sondern das lebendige Wort und die lebendige Tat.

Die Vorlesung gipfelt in einer Lobrede auf den Dichter und Freund der deutschen Romantiker in Wien, auf Heinrich von Collin; er war kurz vorher gestorben. Müller erblickt in ihm ein deutsches Talent der Beredsamkeit, verwandt mit Schiller und gleichfalls mehr ein Redner als ein Dichter.

Indem Schiller hier als Redner bezeichnet wird, klingt eines der wichtigsten Motive der Vorlesungen über das Schöne an. Mehr als je ist Müller diesmal geneigt, seine Lieblingsvorstellungen immer wieder auftreten zu lassen. Vor allem die eine, die gleichfalls in der